

Viele Heimkinder schrieben über ihr Schicksal – nur nahm dies kaum jemand ernst

Man hätte es schon viel früher wissen können

Nach Jahrzehnten der Ignoranz wird das Schicksal der Verding- und Heimkinder in der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert endlich aufgearbeitet. Unser Autor sammelt seit Jahren Zeugnisse von ehemaligen Zöglingen. Immer wieder stösst er auf bewegende und erschütternde Geschichten.

Von Fabian Brändle*

In der berüchtigten geschlossenen Jugend Erziehungsanstalt hoch über der Stadt Aarburg stürzten sich im Jahr 1916 hintereinander zwei Zöglinge in die Tiefe. Ihr tragischer Suizid rüttelte die Anstaltsleitung auf. Eine Untersuchungskommission wurde eingesetzt, Freunde wurden befragt. Einer der engsten



* **Fabian Brändle** ist Historiker mit Forschungsschwerpunkten Demokratiegeschichte, Geschichte der Volkskultur, Autobiografik und Sozialgeschichte des Sports. Er sammelt seit mehr als zwanzig Jahren handschriftliche und gedruckte Autobiografien, Kindheits- und Jugenderinnerungen sowie Tagebücher von Schweizerinnen und Schweizern aus Unter- und Mittelschichten. Die beiden autobiografischen Texte von Robert Mayer (Seite 44) und Monique Schneider-Monbaron (Seite 46) stehen exemplarisch für viele weitere schriftliche Erinnerungsberichte, haben Brändle aber «persönlich besonders aufgerüttelt».

Vertrauten eines der zu Tode Gekommenen notierte Folgendes, als er danach gefragt wurde, was ihm von diesem in Erinnerung bleibt: «Die grösste Begeisterung riss ihn zu dem unendlichen Weltall mit seinen Sternen dahin. All sein Denken und Trachten ging in jene Ferne, wo ihm das Glück in den Sternen offenbart wurde. Fest glaubte er, dass es einmal möglich würde, jene unbekanntes Welten mit dem Aeroplan entdecken zu können. Daneben hatte er eine wunderbare Phantasie. Im Geiste währte er sich schon als einen Heroen, der im sausen Luftschiff «Universum» durch das All dahinfuhr. Seine Phantasie erstreckte sich hauptsächlich darauf, indem er erwähnte, als Aeronautiker einen Stern, den Baechus, entdeckt zu haben. Sie können nicht glauben, wie spannend er solche Irrfahrten nach den fernen Welten, aus eigener Phantasie, zu zeichnen wusste. Wie manchen Abend verbrachte er am Fenster seines Zimmers, voll Sehnsucht nach dem Sternenhimmel schauend. Die Sterne, diese glänzenden, funkelnden Sterne, das war sein Alles, da träumte er von einer glücklichen Zukunft.»

«Die Sterne,
diese glänzenden,
funkelnden
Sterne, das
war sein Alles.»

Eine Welt aus Strafen, Gewalt und Demütigungen

Die anrührenden «Aufzeichnungen» des Aarburger Zöglings Ewald S. geben nicht nur erstaunlich intime Einblicke in die wohl von Abenteuerheften angeregte Fantasie- und Traumwelt eines unglücklichen Heranwachsenden, sondern gehören zu den Hauptfunden des Historikers Kevin Heiniger, der die Aarburger «Nacherziehungsanstalt» für die Jahre 1893 bis 1981 akribisch genau untersucht hat («Krisen, Kritik und Sexualnot – Die Nacherziehung männlicher Jugendlicher in der Anstalt Lenzburg (1893–1981)», Chronos Verlag, 2016).

>>

Hilfe und Verständnis kamen von ausserhalb des Waisenhauses

Robert Mayer (1911–2004) startete mit denkbar schlechten Chancen ins Leben. Im Jahr 1911 als Sohn eines Ravensburger Einwanderers und Bahnangestellten geboren, wurde er nach dem Tod der Eltern – der Vater kam 1914 im Ersten Weltkrieg ums Leben, die Mutter starb 1918 – früh Vollwaise. Er erlebte äusserst karge Zeiten im Wiler Waisenhaus. Über sein bisweilen abenteuerlich verlaufenes Leben hat Mayer ausführlich geschrieben. Sein Buch ist im Jahr 2005 im Christiana-Verlag, Stein am Rhein, erschienen.

Robert Mayer wusste in seiner Autobiografie ein Lied von den Zuständen im von zwei zwar bemühten, aber sichtlich überforderten Ingenbohler Schwestern (Schwester Oberin Oswaldta Staub) geführten Wiler Waisenhaus zu erzählen: Tagwache war um sechs Uhr morgens. Nach dem gemeinsamen, auf den Knien verrichteten Morgengebet wurde das karge Frühstück gereicht, dann hiess es, die Hausarbeiten wie Putzen (Toiletten, Schlafsaal), die Tierfütterung (Kaninchen) oder den Geschirrabwasch zu erledigen. Immerhin: «Die Arbeiten waren dem Alter und dem Können der Kinder angepasst.» Diese wenig beliebten Arbeiten waren über den ganzen Tag verteilt, jedes Kind hatte seine zahlreichen «Ämtli».

Mit den Schulaufgaben waren die Kinder oft überfordert, zumal die Schwestern keine Zeit hatten, ihnen dabei zu helfen. Ein Zvieribrot nach der Schule gab es nicht. Das Essen war ohnehin, namentlich in den Jahren um 1918, «sehr, sehr bescheiden» (Mayer), bestand es doch meistens aus dünner Suppe, Wasserreis und verdünnter Milch.

Mayers Kritik an der schalen Kost knüpft wohl an Carl Albert Loosli an, der im Buch «Anstaltsleben» im immer gleichen «Fras» eine Hauptquelle allen Unfriedens in den Heimen sah. Gegen Ende des Ersten Weltkriegs hatten freilich auch viele grossstädtische Arbeiterfamilien mit existenziellen Sorgen zu kämpfen (Teuerung!). Die Lage änderte sich mit einem Schlag, als der wohlhabende Fensterfabrikant Gustav Schär Wiler Bürgergutsverwalter wurde und seine Frau, eine Baslerin aus gutem Haus, die Kinder kräftiger und abwechslungsreicher bekochen liess. Dies zeigt, dass Initiativen kinderfreundlicher Männer und Frauen durchaus etwas bewirken konnten. Manchmal zeigten auch einfache Stadtbewohner Mitleid mit den «Waisenhüslern», indem sie den älteren, stets hungrigen



Robert Mayer als Bub im Sonntagsgewand (um 1920).

Buben ein Wursträdli oder ein Stück Schokolade zusteckten, wenn diese Kommissionen zu erledigen hatten.

Die knapp bemessene Freizeit nutzten die Kinder aus dem Wiler Waisenhaus für Spiel, Sport und Spass. Sie tummelten sich auf dem gefrorenen Stadtweiher. Wie Mayer sich erinnerte, hielten die Buben aus dem Heim zusammen wie Pech und Schwefel. So wehrten sie sich auch gegen Übergriffe und Hänseleien der Stadtbuben.

Vom Vater eines Schulfreundes, einem Küfer, erhielt der sportliche Mayer, der auch gerne Fussball spielte und turnte, zwei alte Fassdauben, die er zu einem Paar Ski umfunktionierte. Schon früh zeigte sich das handwerkliche Improvisationstalent des aufgeweckten Buben: Vom Schultornister schnitt Mayer kurzerhand die Tragriemen ab, die er dann als denkbar einfache Bindung verwendete. Robert Mayer absolvierte mit grossem Erfolg eine Schreinerlehre, machte sich in späteren Jahren selbstständig und wurde ein angesehener Mitbürger.

Forschungsprojekt Zwangsmassnahmen

Das Schicksal von Kindern, die im Kanton Zürich durch fürsorgliche Zwangsmassnahmen verdingt, zwangsadoptiert, zwangssterilisiert oder zwangskastriert wurden, wird historisch und juristisch aufgearbeitet. Zum Auftakt hat im Januar ein Workshop der beteiligten Historiker und Juristen stattgefunden. Die Zürcher Kantonsregierung hat für das Projekt 500 000 Franken bewilligt. «Wir wollen das ganze Spektrum der fürsorglichen Zwangsmassnahmen erforschen», sagt Beat Gnädinger, Projektleiter und Zürcher Staatsarchivar. Die Forschenden untersuchen fürsorgliche Zwangsmassnahmen vom 19. Jahr-

hundert bis zur Gegenwart. Wie viele Menschen in dieser Zeit von Zwangsmassnahmen betroffen waren, lässt sich laut Gnädinger nicht genau sagen. Statistiken seien unterschiedlich geführt worden oder noch zu wenig erforscht. «Abmachungen über Verdingkinder wurden vielfach per Handschlag zwischen dem Sozialvorsteher und einem Bauern getroffen.» Auch in Kliniken und Heimen sei die Aktenlage zum Teil unübersichtlich. «Wir werden zuerst klären, welche Institutionen wir genauer unter die Lupe nehmen,» sagt Gnädinger. Die Forschungsergebnisse sollen Ende 2018 als Buch erscheinen.



Zöglinge der Erziehungsanstalt Aarburg auf dem Weg zur Heuet (um 1910): Historiker bestätigen heute, was in der sogenannten «Anstaltsliteratur» schon vor Jahrzehnten niedergeschrieben wurde.

Foto: Archiv Jugendheim Aarburg

Der Wissenschaftler rekonstruierte eine brutale Lebenswelt voller körperlicher und psychischer Gewalt, Strafen, Intrigen, Demütigungen und erbitterter Rivalenkämpfe. Seine Darstellung würdigt aber auch den Überlebenswillen der Leidenden, deren mitunter kreativen Widerstandsstrategien, die zahlreichen «kleine Fluchten» aus totaler Observanz. Die aus Akten, Zeitungsreportagen und amtlichen Berichten sorgsam erstellte Dissertation Heinigers gleicht nicht zuletzt bis in die Details hinein gespenstisch genau den schriftlich geschilderten Missständen der sogenannten «Anstaltsliteratur», wie sie seit der wortgewaltigen Anklageschrift des Ber-

Die Ausrede vieler Zeitgenossen, von nichts gewusst zu haben, wirkt unglaubwürdig.

ner Schriftstellers, Philosophen und Nonkonformisten Carl Albert Loosli (1877–1959) von 1924 («Anstaltsleben») einer kritischen Öffentlichkeit hätte bekannt sein können. Die Ausrede vieler Zeitgenossen, von nichts gewusst zu haben, wirkt also unglaubwürdig.

Tatsächlich schrieben schon erstaunlich früh ehemalige Deutschschweizer Heimkinder detailliert und offen über ihre schlimmen Erlebnisse, so Jenö Marton («Zelle 7 wieder frei», Aarau, 1936) Gotthard Haslimeier («Aus dem

Leben eines Verdingbuben», Affoltern am Albis, 1955) und später auch Arthur Honegger («Die Fertigmacher», Zürich, 1974).

>>

Ein seltenes Beispiel für lebensrettende Resilienz

Monique Schneider-Monbaron blickte im Jahr 2006 auf eine betrübliche Kindheit und Jugend zurück, als sie diese aufschrieb. Geboren im Jahr 1935 als uneheliches Kind, verbrachte sie die ersten Jahre mehrheitlich als Verding- und Heimkind im Berner Seeland und in Murten. Das aufgeweckte Kind hatte es sehr schwer, wurde schlecht behandelt, das Verhältnis zur Mutter gestaltete sich schwierig, den Vater kannte es kaum. Doch Monique Schneider-Monbaron ist im Gegensatz zu vielen anderen Verding- und Heimkindern nicht verbittert oder im Leben gescheitert. Ihr Lebenslauf ist vielmehr ein Beispiel für Resilienz. Wie sie selber schreibt, half ihr die christliche Religion, ihren Leidbringern zu vergeben und als erwachsene Frau einen Neuanfang als Mutter und Hausfrau zu machen. Die Mutter von Monique Schneider-Monbaron war eine Serviertochter. Viele männliche Gäste betrachteten das Servicepersonal als Freiwild, begierig auf sexuelle Abenteuer. Einer solchen kurzen Beziehung entstammte Monique. Der leibliche Vater kümmerte sich kaum um die Tochter. Als er viel später, das Mädchen war bereits in der Lehre, den Kontakt mit ihm suchte, lehnte es Monique ab, mit dem Vater zu reden. Später bereute sie diese Haltung.

Als uneheliches Kind hatte Monique denkbar schlechte Startchancen. Solche Kinder galten in den Augen der Kirchen und breiter Teile der Bevölkerung als Konsequenz von Laster und Sünde, selber stets dazu bereit, kirchliche Gebote und staatliche Gesetze zu übertreten. Da die Mutter nicht für Monique sorgen konnte, bekam das Mädchen einen Vormund und verbrachte die ersten Jahre in einem Säuglingsheim. Später gelangte sie über Umwege ins Waisenhaus Murten.

Das Waisenhaus befand sich oberhalb von Murten in der alten Burg. Dem Heim angeschlossen war ein grosser Landwirtschaftsbetrieb. Rund 35 Kinder wohnten und arbeiteten dort. Nur wenige waren tatsächlich Waisen, die meisten kamen wie Monique aus schwierigen, ärmlichen Familienverhältnissen. «Für den Landwirtschaftsbetrieb waren ein Melker, ein Charrer und ein italienischer Knecht angestellt.» Monique sollte acht Jahre im Murtener Heim verbringen. «Wie an jedem Ort, wo ich hinkam, so wurde ich auch hier zuerst ins Bad gesteckt und dann neu eingekleidet, jedoch mit fremden Kleidern (...) Nachdem ich ins Heim gekommen war, entdeckte ich meine schönen Kleider an anderen Kindern. Darüber war ich sehr empört. Nachdem ich dies meiner Gotte gesagt hatte, setzte sie sich dafür ein, dass ich wieder meine eigenen Röckchen tragen durfte. (...) Ich musste mich aber bald von ihnen trennen und danach die dunklen, altmodischen Klamotten des Heims tragen.»

Eine Privatsphäre existierte in solchen Heimen kaum. Besonders demütigend war, sich vor versammelter Kinderschar auszuziehen und Schläge auf den nackten Po zu bekommen. Als ein Bub deswegen zweimal aus dem Heim floh, beanstandete eine Kommission diese Strafe, die dann auch tatsächlich eingestellt wurde. Diese Entscheidung zeigt auf, dass die Behörden durchaus eingreifen konnten, wenn krasse Missstände



Monique Schneider-Monbaron (rechts) im Kinderheim.

aufgedeckt wurden. Sie taten es viel zu selten, und für die Heimleitung hatte es kaum Konsequenzen.

Ungerechtigkeiten konnten Monique rasend machen. Sie vermisste auch Liebe und Zuneigung, denn die Mutter kam nur selten auf Besuch und hänselte sie wegen der schäbigen Kleidung. Zum Heimmutter hatte sie eine gute Beziehung. Das machte die Heimmutter eifersüchtig, sodass sie Monique oft undankbare «Ämtli» zuwies.

Der Heimaufenthalt Moniques war gekennzeichnet von vielen Demütigungen, harter Arbeit und nur wenig Freude. Schon die kleinen Kinder mussten in Haushalt und Küche mithelfen. Körperliche Arbeit galt in der damaligen Pädagogik als bestes Erziehungsmittel für ein tugendames Leben. Die grösseren Mädchen mussten sich um die Kleinen kümmern, wurden also unterwiesen in Haushaltsführung und Kinderpflege, gleichsam vorbereitet auf ein Leben

als Dienstmägde oder Hausfrauen. Auch in der Landwirtschaft mussten die Kinder hart arbeiten, die Ferien galten dem Heuet. Das war damals allerdings auch für die Bauernkinder oft nicht anders.

Mehr noch als die harte Arbeit und die spärlich bemessene Freizeit setzte den Kindern das rigide Disziplinarsystem zu. Dieses war gekennzeichnet von Schlägen und Kollektivstrafen. Die rigide Hausordnung sah für kleinste Verfehlungen ein Bündel an Strafen vor. «Eine weitere Strafe bestand darin, die Arme frei zu machen, sie auszustrecken und die Fingerspitzen nach oben zusammenzuhalten. Mit einer Rute bekamen wir Schläge darauf. Das juckte und brannte wie Feuer.»

Zum Glück gab es auch lichte Momente. So freute sich das intelligente Kind darauf, in die Schule zu gehen. Sie war das einzige Heimkind, das die Prüfung zur Sekundarschule bestand. Manchmal gab es Konflikte unter den Kindern, namentlich mit den Knaben, die das Radio okkupierten und den Fussballübertragungen lauschten, während die Mädchen lieber Musik hören wollten. Monique las gerne. Sie ging regelmässig in die Bibliothek und las Bücher wie «Die schwarzen Brüder» von Lisa Tetzner. Sie war zudem sehr tierliebend und pflegte guten Umgang mit dem Vieh.

**Körperliche Arbeit
galt als bestes
Erziehungsmittel
für ein tugend-
sames Leben.**

Die vier Autoren rüttelten sicherlich manche sozial und christlich denkenden Leserinnen und Leser auf. Namentlich der im Jahr 1924 geborene, noch lebende St. Galler Arthur Honegger bestärkte die vornehmlich dem politisch radikal linken Lager («68er») zuzurechnenden Exponentinnen und Exponenten der «Heimkampagnen» in ihrem entschlossenen Willen zur Durchsetzung grundlegender Reformen des schweizerischen Heimwesens.

Vorurteile wirkten stärker als die Berichte der Zöglinge

Die Autoren Loosli, Marton oder Haslimeier mögen zwar durch ihre Appelle einige kleinere Verbesserungen durch engagierte HeimleiterInnen angeregt haben. Eine weitreichende Strukturreform mit wirklich unabhängigen, professionalisierten

Heimkinder galten allgemein als «verstockt», «bösaartig» und als «notorische Lügner».

Kontrollorganen liess indes noch lange Jahrzehnte auf sich warten. Zu unglaublich, zu reisserisch erschienen die dramatischen Erlebnisberichte der ehemaligen Zöglinge. Heimkinder galten allgemein als «verstockt», «bösaartig», ja sogar als «notorische Lügner». Das befeuerte den Verdacht, die Autoren hätten die Zustände in Kinderheimen in ihren Erlebnisberichten wissentlich verfälscht dargestellt. Wollten sie nicht sogar verdiente, aufopferungsvolle «Anstaltsväter», fürsorgliche «Hausmütter», Wärter, redliche Geistliche, Klosterfrauen und weitere «Säulen der Gesellschaft» ins Gerede bringen und somit leichtes Geld verdienen, anstatt demütig und fleissig von ihrer Hände Arbeit zu leben, wie sie es eigentlich in den Werkstätten oder in den landwirtschaftlichen Betrieben der Heime gelernt hatten? Waren sie sogar verkappte «Kommunisten»

oder, noch schlimmer, «Anarchisten», die das «Vaterland» als «Nestbeschmutzer» in den Dreck ziehen wollten? Neuere historische Untersuchungen bestätigen allerdings weitestgehend die Berichte der Zöglinge aus der Vor- und unmittelbaren Nachkriegszeit. Neben Akten und Berichten entsprechen auch die mündlichen Aussagen ehemaliger Heimkinder (Methode der «oral history») den schriftlichen Selbstzeugnissen. Doch Jahrzehnte lang ist das Elend dieser jungen Menschen von Politik, Wissenschaft und Kirchen geflissentlich ignoriert worden. Das Elend in den meisten Schweizer Kinderheimen, seien diese privat, kirchlich oder staatlich (kantonal, kommunal) geführt worden, hielt an. ●

Beiträge für Opfer von Zwangsmassnahmen

Mehr als 1000 Gesuche für einen Solidaritätsbeitrag von Verdingkindern und anderen «Opfern fürsorglicher Zwangsmassnahmen bis 1981» sind bis zum 1. April beim Bundesamt für Justiz eingegangen. Auf dieses Datum ist das Gesetz, das den Opfern eine Entschädigung ermöglicht, in Kraft getreten. Die Gesuche werden nun geprüft. Sobald klar ist, dass jemand Anspruch auf einen Solidaritätsbeitrag hat, wird er bis Ende März 2018 darüber schriftlich informiert. Wie hoch der Betrag pro Person ausfallen wird, wird im Frühling 2018 festgelegt und hängt von der Anzahl der eingegangenen Gesuche ab, denn das eidgenössische Parlament hat den Gesamtbetrag für die Beiträge auf 300 Millionen Franken und den Maximalbetrag pro Opfer auf 25 000 Franken begrenzt.

oder, noch schlimmer, «Anarchisten», die das «Vaterland» als «Nestbeschmutzer» in den Dreck ziehen wollten? Neuere historische Untersuchungen bestätigen allerdings weitestgehend die Berichte der Zöglinge aus der Vor- und unmittelbaren Nachkriegszeit. Neben Akten und Berichten entsprechen auch die mündlichen Aussagen ehemaliger Heimkinder (Methode der «oral history») den schriftlichen Selbstzeugnissen. Doch Jahrzehnte lang ist das Elend dieser jungen Menschen von Politik, Wissenschaft und Kirchen geflissentlich ignoriert worden. Das Elend in den meisten Schweizer Kinderheimen, seien diese privat, kirchlich oder staatlich (kantonal, kommunal) geführt worden, hielt an. ●

«Folter und Sklaverei»: Memoiren eines Verdingbuben



Er wollte nie über sein Leben schreiben. «Ich fürchtete mich vor einem Jammerswerk», sagt Friedrich Dreier, 57. Doch nachdem er vor knapp zwei Jahren erfahren hatte, dass er Geschwister hat, brach er mit dem Vorsatz. Jetzt sind seine Erinnerungen als Buch erschienen.

Dreier war ein Verdingkind, das zu harter Arbeit gezwungen wurde, Hunger litt und auch Misshandlungen erfuhr. «Für mich ist die

nämlich erst, nachdem die letzte gestorben war. Das war der Grund für das behördliche Schreiben: Dreier war einer der Erben. «Ich war so wütend auf die Behörden. Meine Schwester war mehrere Jahre in einem Pflegeheim, war alleine, hätte sich über Besuch gefreut. Ich wäre so gerne für sie da gewesen.» Das Buch hat Friedrich Dreier geholfen, sein Schicksal zu verarbeiten. «Ich empfinde keinen Hass auf die Vormundschaftsbehörden. Ich habe ihnen vergeben. Vergessen werde ich es aber bis zu meinem Lebensende nicht können.» Einen Wunsch an die heute junge Generation hat er allerdings: «Ich wünsche mir, dass junge Familien zusammenbleiben, bis die Kinder gross sind. Es sind immer die Kleinen, die unter Trennungen leiden. Männer und Frauen sollten sich wirklich mehr Gedanken darüber machen, bevor sie Kinder auf die Welt setzen.»

Bezeichnung «Verdingkind» gleichzusetzen mit Folter und Sklaverei», sagt er. Als er im August 2015 in einem Brief des Basler Amtes für Beistandschaft und Erwachsenenschutz erfuhr, dass er vier Schwestern hatte, packte ihn die Wut. Er erfuhr davon

Friedrich Dreier, «Hungrig, ungeliebt und misshandelt – Ich war ein Verdingkind», Orell Füssli Verlag, 168 Seiten, 27 Franken.